

AutorInnenlesung

Begegnung zwischen Jung und Alt unter dem Motto

# „Wege“

BegegnungsCentrum Haus im Park  
Körper-STIFTUNG Forum für Impulse  
Hamburg-Bergedorf

12. Oktober 2011

Leitung und Moderation: Dr. Erna R. Fanger





Die Wege, die wir als Schreibende beschreiten, sind vielfältig. Umso mehr, wenn Jung und Alt dabei zusammen kommen, um ihre Texte in einer gemeinsamen Lesung zum Besten zu geben. Mannigfaltig die Themen, die sich dabei ergeben: Geraten wir doch nicht selten auf Abwege, wie Wege auch nicht immer zum Ziel führen, vielmehr in einer Sackgasse münden können. Wege mögen sich trennen oder zusammen führen. In dieser Lesung kreuzen sie sich: zwischen den älteren TeilnehmerInnen der Schreibwerkstatt im „Haus im Park“ und SchülerInnen mit einschlägigen Erfahrungen im Kreativen Schreiben. Etwa frei nach Hilde Domin:

Ich gehe vorüber –/ aber ich lasse vielleicht/den kleinen Ton meiner Stimme/(...)/auf einem Stückchen Papier/.

Den so überraschenden wie schwungvollen Auftakt besorgt Regina Michels mit einem „Ständchen“. Die frei praktizierende Ärztin mit professioneller Gesangsausbildung bezaubert alle mit ihrem Lied über das Älterwerden zu Akkordeonklängen, das sie mit Witz und Esprit zum Besten gibt, um schließlich unserer Gitarristin Jasmina Regener den musikalischen Part weiterzureichen, die zur Eröffnung mit einem heiteren „Au clair de la lune“ aufwartet.

Die Lesung eröffnet dann, aus gutem Grund, Jakob Fließ mit seiner so rätselhaften wie eindringlichen Kurzgeschichte „Es war mein Gesicht“. Kreuzen sich doch dort nicht nur die Wege zwischen einem Enkel und seiner Großmutter, sondern verschmelzen auf geheimnisvolle Weise miteinander. Aber auch die Grenzen von Zeit und Raum ebenso wie die Linie zwischen Leben und Tod werden in dem tief greifenden Text des Vierzehnjährigen auf irritierende Weise verwischt, so dass man als Leser buchstäblich ergriffen wird. Nach Enkel und Großmutter erfahren wir von Marlene Warmbold in ihrem „Brief einer Tochter an die Mutter“ etwas über die vielfältigen Wege, die Mütter und Töchter mitunter gemeinsam zurücklegen. Hier erinnert sich eine Tochter im Rückblick an die gemeinsame Wegstrecke, gleichzeitig ein Stück Zeitgeschichte. So, wenn die „Wanderungen zum Hamstern entlang der Schienen in die Vierlande“ während des Zweiten Weltkriegs hier Thema waren. Ebenso wie der Beitrag einen Einblick in die besondere Bindung zwischen Mutter und Tochter gewährt: „Der Krieg nahm dir deinen Mann und mir meinen Vater. Unser unsichtbares Band wurde fester und enger“. Von der Herausforderung, im Dschungel der vielfältigen Möglichkeiten, aber auch Unwägbarkeiten, den eigenen Weg zu finden, handelt der Text von Julia Kupfer: „Lass los, geh und staune“. Für eine Fünfzehnjährige von verblüffender Weisheit, reflektiert sie Gründe und Abgründe auf der Suche nach Orientierung, um zu dem Schluss zu gelangen „... keine Ahnung, wohin mein Weg führen wird, ich laufe einfach los, egal was kommt, und schaue nicht zurück, denn ich weiß: irgendwann wird auch mein Weg einen anderen kreuzen, ihn durchbrechen und mich somit in eine völlig neue Welt bringen.“ Nach den Suchbewegungen einer jungen Frau die Rückschau auf bereits hinter sich Gelassenes einer Älteren: So zeigt uns Henriette Reuver in ihrer kleinen Abhandlung „Wege“ etwas von der Buntheit der Lebenswege und ihrer Vielfalt. Die Bandbreite reicht von der Pferdekutsche anlässlich des Verwandtenbesuchs, über Rad- und Autofahren, Paddelboot und Flugzeug, bis hin zur jüngsten Erfahrung mit der Schwebebahn über der Wupper, die Begeisterung davon deutlich vernehmbar. Unser Thema, Wege, Lebenswege, nimmt allmählich Fahrt auf und steigert sich zu einem atemberaubend spannenden Abenteuer in Sirajul Islams Beitrag „Reise nach West Germany“. Allein dem Zufall, der Nachsicht eines Beamten sowie der Gewitztheit des Ich-Erzählers verdankt sich, dass die sechs Kollegen der Werft Khulna von Dacca aus, Hauptstadt Ostpakistans, ihre Reise nach „West Germany“ antreten können – Spannung bis zur letzten Minute! Ein Text,

der darüber hinaus Einblick in ein fernes Land gewährt, dessen schillernde Fremdheit den Leser in den Bann zieht. Vom Aufbruch eines jungen Erwachsenen in ein fremdes Land, das zu seiner neuen Heimat geworden ist, zum Aufbruch einer Zwölfjährigen, die ihre Liebe zur Gemeinschaft Gleichgesinnter und das darin erfahrbare Glück in perfektem Reim erkundet - Helena Fiebig mit „Ein gemeinsamer Weg“: „Geleitet von feuriger Neugier,/ Geleitet vom selben Empfinden“ wird hier das Glück, das in einer solchen Begegnung spürbar wird, in Versen heraufbeschwört und besungen. Raum haben hier Gleichklang und Resonanz, aber auch die Gefährdung derselben – „Die Eine hat ein Feuer,/ „Der Anderen ist es nicht geheuer“. Am Ende das begeisterte Plädoyer „Pfadfinder sein ist wirklich toll!“

Nach diesem ersten längeren Abschnitt lockert Jasmina Regener mit ihrer Gitarre und dem Stück „Sascha liebt nicht große Worte“ die Atmosphäre auf.

Weiter geht es mit Monika Güse: „Gebrochene Flügel“. Zur Sprache kommen Wege aus der Vergangenheit, die wir erinnern, um sie dem Vergessen zu entreißen und als Mahnung an künftige Generationen weiterzugeben mit dem Appell, achtsam und auf der Hut zu sein, dass Menschen lernen ihre Flügel zu gebrauchen, diese nicht zu brechen. Ein Text, der vom Schicksal des Vaters und Großvaters einer Familie handelt, einem musischen Menschen, der im Zuge des Naziterrors seine Lebenskraft eingebüßt hat, gleichzeitig ein Text, der unter die Haut geht. In sinnfälligem Kontrast hierzu erleben wir den Aufbruch zweier siebenjähriger kleiner Mädchen, die gerade mal das erste Schuljahr hinter sich gelassen haben: Carolina Glüer und Kira Sinnig produzieren, einmal dazu angestiftet und beflügelt von purer „Lust am Text“, Elfchen buchstäblich am laufenden Band. Im Folgenden eine kleine Auswahl davon. Aber auch diese ‚Leichtigkeit des Seins‘ wird wieder konterkariert. Nach der großen Dichterin Hilde Domin sei das Geheimnis des Lebens ‚Federn lassen und schweben‘. Dies möchte man im Hinblick auf die Inhaltsebene in Verschlingung mit der Sprachfertigkeit der jungen Autorin auch dem Beitrag „Teilung“ der siebzehnjährigen Linda Reimers zuschreiben, in dem so souverän wie versiert Wege der Einsamkeit junger Erwachsener zur Sprache kommen. Ein Text, der bereits im Vorfeld, bei den Proben der Lesung, einen tiefen Eindruck hinterlassen und bei den Älteren von uns nicht selten Erinnerungen an die Engpässe der eigenen Jugend wach gerufen hat. Dem wiederum setzt Gertrud Degens „Einige Variationen auf das Wort >alt<“ entgegen. Zehn Kurzgedichte in Form des Haiku, die in ihrer unumwundenen Knappheit, so treffsicher wie überraschend, für sich sprechen und mit einer Frische, gewürzt mit ‚fein gewiegtem‘ Sarkasmus, daher kommen, dass man sich biegen möchte vor Lachen, Letzteres aber auch durchaus mitunter im Halse stecken bleiben mag. Darunter Facetten Schwarzen Humors erster Güte. Gefolgt von Ulla Opolonys „Schaut den Menschen in die Augen. Appell eines Busens“. Ein Text, der gleichwohl mit souveränem Witz aus der Perspektive eines solchen überrascht. Die Entstehungsgeschichte, wo die Autorin angesichts der Aufgabe, über Brüste zu schreiben, zunächst mit heftiger Abwehr reagierte, spricht für sich und legt nahe, dass sich nicht selten hinter Dingen, die wir augenscheinlich ablehnen, ungeahnte Schätze verbergen. Lassen Sie sich im Folgenden von der Sicht der Dinge eines Busens in den Bann ziehen. Vom Busen zu schnellen Beinen und damit zu dem Beitrag von Wolfgang Wieland: „1942 – Schnelle Beine“. Ein Streifzug durch die frühe Kindheit – „Als Baby warst du ein ruhiges Dickerchen“, über die ersten Schuljahre bis zu der Zeit als Jugendlicher, wo es auf dem Schulhof mitunter auf Hieb und Stich zuging. Allein unser Ich-Erzähler weiß seinem Kontrahenten ein Schnippchen zu schlagen. Das alles gekonnt auf verhältnismäßig wenigen Zeilen zum Besten gegeben.

Nach der Kaffeepause konnten wir mit Felix Dehmel einen besonderen Gast begrüßen. Und zwar mit seiner leicht gekürzten „Abirede eines Johanneumabsolventen 2011“. Zukunftweisende „Wegmarke“, zugleich erfrischender Appell an die Bildungspolitik, der aufhorchen lässt. Farbige und erhellend die Eindrücke eines Heavy-Metal-Musikers, seines Zeichens Schlagzeuger und Vollblutmusiker, auf einem der beiden Hamburger Elitelynasien. Er begeistert mit offenen bis deutlichen, aber auch nachsichtig wohlwollenden Worten das Publikum.

An dieser Stelle kommt mit dem schwungvollen „Old Mac Donald“ noch einmal der musikalische Einsatz von Jasmina Regener zum Tragen.

Gefolgt nun von Jutta Weckermanns Text „Vom Weggehen und Ankommen“, so eindringliche wie ergreifende Wegbeschreibung einer Rumäniendeutschen auf der Suche nach Heimat zwischen den Grenzen. Literarisierung der Erfahrung des Verlusts von Heimat. Deutlich wird, wer einmal seine Wurzeln hinter sich gelassen hat, dem bleibt eine Wunde, die niemals ganz heilen, gleichzeitig jedoch den eigenen Horizont vervielfältigen und erweitern mag. Hier in eindringlicher Bildersprache vor Augen geführt. Von der geläuterten Erfahrung eines Verlusts, dem Verlust eines geliebten Menschen, handelt der Text von Gerda Kretschmar „Danke“. Durch die Trauer hindurch hat die Autorin ihre Fassung wieder erlangt. Der Klage über die Trennung wird die Dankbarkeit entgegen gesetzt. Dankbarkeit für ein Stück gemeinsamen Weges mit einem Menschen, der einem Heimat bedeutet hat und über den Tod hinaus bedeutet. Nach diesen Beiträgen, die einen Blick in existenzielle Tiefen bieten, nun Marie Kleinfeldt mit ihrer besonderen ‚Geschichte aus der Perspektive eines Tisches‘. Lassen Sie sich von dem so skurrilen wie witzigen Text aus der Sicht eines Tisches bezaubern und überraschen. Wobei hier nicht nur Text-, sondern darüber hinaus Übersetzungsarbeit geleistet wurde. Schließlich versteht ein Tisch nicht ohne Weiteres ‚menschisch‘ und umgekehrt. Aber die überbordende Fantasie der jungen Autorin hat diese Klippen mit Leichtigkeit umrundet.



Wir hören noch einmal Jasmina Regener, diesmal mit „Freight Train“

Im nächsten Beitrag von Paul Roth „Diese Musik“ erträumt sich einer seinen ganz persönlichen Weg und staunt, was alles in ihm steckt. Dem Sog besagter Musik folgend, gerät der Held an eine Tür, von dort auf eine Bühne, wo ein Flügel steht, an den er sich setzt um festzustellen, dass seine Hände wie von alleine spielen, alles ist leicht... Lassen Sie sich mit tragen, dorthin, wo Ihre eigenen Träume wohnen. Von diesen „Traumpfaden“ kommen wir zurück, weniger auf den Boden der Tatsachen, als vielmehr auf Abwege. Diesmal aus der jüngeren deutsch-deutschen Geschichte, die in Anne Schmidtseifers Text „Der Fluss“, entstanden 2004, ins Visier geraten sind und zum Nachdenken anregen mögen: „Alles Große vollzieht sich durch langsames, unmerkliches Wachsen. Wie erst allmählich aus dem Trampelpfad ein Weg, dann eine Straße wird.“ Nach historischen Abwegen in der folgenden, perfekt gereimten und durchkomponierten Ballade von Maike Greese, „Heimkehr“ die Schilderung ganz persönlicher Abwege, in die Menschen mitunter geraten können, familiäre Katastrophen, aus denen es in der Regel nur einen Ausweg gibt. Aber lesen Sie selbst.

Zum Schluss eine Lebensweisheit, die wir Ihnen an dieser Stelle gerne mit auf den Weg geben möchten. Es ist die Weisheit des Märchens, in dem Zeit und Raum aufgehoben sind und das uns jenseits davon gültige Wahrheiten zu vermitteln mag, wie in Elke Bossaus „Leid und Leichtigkeit im Sein“, wo eine schwarze Perle für das den Menschen läuternde Leid, eine weiße Feder für die ‚Leichtigkeit im Sein‘ steht. Ganz im Sinne des oben erwähnten Dominschen ‚Federn lassen und schweben‘

Mit ‚Auf der Mauer, auf der Lauer‘ schließt sich seitens Jasmina Regeners musikalisch der Rahmen.

Last but not least sollen Sie mit Hille Schönenbach-Schleinings „Der rote Faden“ unbedingt noch einen „Navigator“ mit an die Hand bekommen: „Wenn ich nicht kenne, Anfang noch Ende?! Und was dazwischen, da muss ich was haben,/ Und das bist du, du roter Faden“. Ohne ihn bleibt der Dichter, und nicht nur er, auf der Strecke.

Zwei Haikus, von Uschi Isermann und Annemarie Marquardt, die uns in diesem Jahr verlassen haben, runden diese Lesung ab. Wobei an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben soll, dass Annemarie Marquardt Art mentale Schirmherrin für diese Begegnung zwischen Alt und Jung gewesen ist und stets mit dem größten Interesse und der ihr eigenen Begeisterung die in kleinen Anthologien zusammengestellten Texte der jungen Autoren verfolgt hat.

*Bergedorf, im Oktober 2011, Erna R. Fanger*



*Jakob Fliess*

## Es war mein Gesicht

Wie sie in ihrem alten Schaukelstuhl saß, der bei jeder Böe ein Ächzen von sich gab, wie sie eingewickelt in eine Decke von früher erzählte, wie ihre Augen leuchteten, als sie sich an die schönen Zeiten erinnerte, und wie die Tränen in ihren Augen glitzerten, als sie sich an die schlechten Zeiten erinnerte. ..

Es war ein geheimnisvoller Schleier, der sie einhüllte, der sie wegtrug. Dann drehte sich der große Zeiger der alten Uhr mit dem goldenen Pendel zurück. Es war die alte Uhr, die sie schon so lange hatte, die immer über ihr hing, wenn sie strickte. Es war ihre Uhr.

Jedes Mal, wenn sie mit „Als ich noch klein war...“ begann, ging es los, doch dieses Mal aber war alles anders:

Die Zeiger rauschten zurück, sprangen kurz vor, als würden sie tanzen, unentschlossen, aber es ging immer weiter zurück, bis sie langsamer wurden und stehen blieben. Dann forderten sie uns auf, zu kommen und einzutreten. Oma hat gesagt man muss loslassen, um zu sehen. Loslassen, als möchte man ins Nirwana. Ich wurde ganz ruhig, schloss die Augen und ließ los.

Nur noch ich, Oma und das Knarren des Schaukelstuhls. Das Rauschen des Windes und die beruhigenden Worte trugen unsere Gedanken zu einer Wiese. Ein Kind, eine Schaukel, ein Bach, in der Ferne ein Bauernhaus. Eine Frau spielte mit dem Kind. Sie hatten viel Spaß, sie tollten herum, sie lachten viele Stunden, so sagte Oma, bis die Sonne unterging und die Welt in ein schauriges Rot getaucht wurde. Ich konnte nicht viel von den beiden sehen. Sie wendeten mir den Rücken zu. Als würde Oma das so wollen. Immer über sich erzählte sie, so als würde sie mir den Rücken zuwenden.

Ich öffnete die Augen und betrachtete Oma. Ihre graue, dünne Haut, die sie so knittrig, die sie so verletzlich aussehen ließ, und ihre trüben Augen. Das Gesicht war entspannt. Ich konnte nicht verstehen, warum sie so sorgenlos sein konnte - ein so alter Mensch, so sorgenlos. Jeden Moment konnte sie sterben. So alt und verbraucht, obwohl sie früher so schön war. Wie sie da lag, so entspannt, so heiter sah sie aus. Ich wurde wütend, immer sprach sie über sich, über die Vergangenheit. Sie war nicht mehr die Schönheit, die sie früher war, alles Vergangenheit. Sie durfte nicht so sprechen. Nicht mit mir!

Doch als ich für einen Moment blinzelte und die Augen schloss, sah ich plötzlich: Oma wollte mir nicht den Rücken zuwenden. Oma wollte nicht über sich sprechen. Es war mein Gesicht, das plötzlich in meines sah.

Ich schrak auf, erschrak über das, was ich gerade gedacht hatte. Mir lief eine Träne über die Wangen. Oma lächelte mich an. Hier und Dort.



*Marlene Warmbold*

## Brief einer Tochter an die Mutter

Es ist ein unsichtbares Band, welches uns verbindet. Immer noch. Schon als kleines Mädchen bewunderte ich dich. Du warst ruhig, fröhlich und doch konsequent. Während des Zweiten Weltkrieges und nach Beendigung warst du in der Lage, mir aus getragener Kleidung neue Dinge zu zaubern. Der Krieg nahm dir deinen Mann und mir meinen Vater. Unser unsichtbares Band wurde fester und enger. Du führtest mich sicher und zielstrebig durch die Schulzeit. Bei schlechter Leistung gab es eine Zurechtweisung. Wert legtest du auf gutes Benehmen, Ordnung, Standhaftigkeit und Hilfsbereitschaft. Immer verstand ich dein Verhalten nicht. Aber heute möchte ich dir sagen, du sorgtest für einen guten Start ins Leben.

Unsere Wanderungen zum Hamstern entlang der Schienen in die Vierlande waren zwar anstrengend, aber wir waren uns dabei ganz nah. Wie glücklich fühlten wir uns, einen Kohlkopf, eine Salatgurke oder vielleicht sogar ein Stückchen Speck ergattert zu haben. In unseren Rucksäcken wurden diese Schätze verstaut und dann ging es wieder Schiene für Schiene zurück in Richtung Bergedorf.

Ganz gegenwärtig ist mir noch das Roden der Baumwurzeln. An das anschließende Zerkleinern derselben habe ich keine gute Erinnerung. Meine Gedanken waren für eine kurze Zeit nicht bei der Blattsäge und so hüpfte diese in deine Hand. Kleinlaut und beschämt ging ich gemeinsam mit dir in das Allgemeine Krankenhaus Bergedorf. Es war nur eine Fleischwunde. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Auch nach der kleinen Panne musste ich weiterhin dein Sägepartner bleiben.

Es war für dich selbstverständlich, mich stets zu umsorgen und zu behüten. Meine Liebe und Offenheit war für dich das größte Glück. Das unsichtbare Band ist mir heute noch Stütze und Halt.





*Julia Kupfer*

## Lass los, geh und staune

Es gibt Wege, die sich kreuzen, und Wege, die sich trennen. Wege, die kein Ende zu nehmen scheinen, und Wege, die erst gar nicht beginnen. Doch welcher ist der Richtige? Der, auf dem nicht ein einziger Stein liegt und die schönsten Blumen wachsen, oder doch der Ungerade mit etlichen Kurven, auf dem man vor Gestrüpp kaum etwas sehen kann? Soll man schnell oder doch eher langsam gehen? Sich auch mal umschaun, oder seinen Blick fest aufs Ziel richten?

Mancher erzählt einem: „Du bist vom rechten Weg abgekommen.“ Doch woher sollen wir wissen, welcher Weg der Richtige ist? Welcher uns zum Ziel bringt? Welcher uns unendliches Glück beschert? Wir können nicht wissen, was noch niemand zuvor herausgefunden hat, können nicht erahnen, was wissenschaftlich nicht belegbar ist. Dazu sind wir Menschen einfach nicht imstande. Wir können nur vermuten.

Damit kann und will ich mich nicht zufrieden geben. Es muss doch noch mehr geben als das. Mehr als die reine Wissenschaft, das emotionslose Austauschen von Fakten, oder etwa nicht?

Du willst jetzt sicherlich eine Antwort, erwartest eine Lösung, doch die kann auch ich dir nicht geben. Auch ich kann nur Vermutungen anstellen, dir Tipps geben. Letzten Endes muss jeder seinen Weg alleine gehen und selber eine Entscheidung treffen.

Ich habe meine Entscheidung getroffen und keine Ahnung, wohin mein Weg führen wird, ich laufe einfach los, egal was kommt, und schaue nicht zurück, denn ich weiß: irgendwann wird auch mein Weg einen anderen kreuzen, ihn durchbrechen und mich somit in eine völlig neue Welt bringen. Ich werde viel erleben, aufregende Dinge sehen, knifflige Aufgaben lösen, neue Menschen treffen. Alles was ich sicher weiß, ist, dass ich ich sein werde und mein Weg voller neuer Entdeckungen ist, ich muss einfach nur los lassen und gehen.

Und auch du hast diese Chance. Nutze sie. Hör nicht immer auf die anderen, folge deiner eigenen Linie, geh deinen eigenen Weg und ich verspreche dir: du wirst zum Ziel kommen. Denn nur der, der auch auf sein Herz hört, weiß, was richtig und was falsch ist. Also lass los, geh und staune, was dein Weg für dich bereithält.



*Henriette Reuver*

## Wege

Viele Wege bin ich in meinem Leben auf vielfältige Weise gegangen. Ich bin gegangen, gefahren, geflogen, gepaddelt und geschwommen. Als kleines Kind lernte ich laufen. Als ich es konnte, machte es mich neugierig. Ich konnte meine kleine Welt entdecken und lernte, Sinn und Unsinn zu unterscheiden.

Wenn wir Verwandte besuchten, wurden zwei Pferde vor die Kutsche gespannt. Auf dem Nachhauseweg schliefen wir, in Decken gehüllt, regelmäßig ein. Das Pferdegetrappel vermittelte ein Gefühl der Geborgenheit.

Dann lernte ich Radfahren. Damit erweiterte sich mein Erlebnis- und Erfahrungsbereich beträchtlich. Bald kamen Auto- bus und Eisenbahn dazu. Später Paddelboot und Flugzeug. Überall fand ich Großes, wie den Anblick der Ostfriesischen Inseln oder der Alpen bei Sonne vom Flugzeug aus. Oder ganz Kleines, wie die ersten Veilchen am sonnendurchwärmten Waldrand Und ich traf Menschen. Unterwegs auf ihrem Weg.

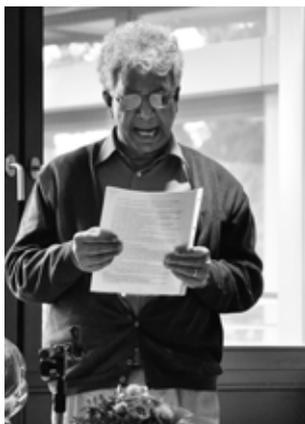
Nun lernte ich noch etwas dazu: Fortbewegung im Schwebезustand. Von Oberbarmen bis Vohwinkel quer durch und ungefähr zwölf Meter über der Stadt schwebten wir von einer Endstation bis zur anderen. Nein, wir wurden geschwebt, weil ja vorne einer saß, der Abfahren und Anhalten bestimmte. Wir saßen direkt hinter der gläsernen Kabine und sahen dem verantwortlichen Schalten zu...

Nieselregen perlte die Scheiben runter. Unter uns die muntere Wupper, die früher montags blaues Wasser führte, wenn Blaufärber ihr Wasser zum Spülen der gefärbten Parchentstoffe nutzten. Daher kommt die Redewendung vom „Blauen Montag.“ An den anderen Tagen konnten Hausfrauen ihre Wäsche unbeschadet in der Wupper waschen und spülen.

Wir fuhren über enge Straßen mit Menschen in den Fenstern angrenzender Häuser zum Zuwinken. Wir überfuhren da unten einfach rote Ampeln und hielten nur an den dafür vorgesehenen Stellen. Zum Beispiel Sonnborn, Adlerbrücke oder Pestalozzistrasse. Die Schwebebahn wurde 1901 gebaut. Die Stationshäuser wurden ursprünglich im schwarzweißen Jugendstil errichtet. Im Zuge der Instandsetzung werden sie auch so wieder hergestellt...

Es war eine geniale Idee, sie zu bauen. Ohne sie wäre in Wuppertal kein Durchkommen. Die Schwebebahn müsste schnellstens erfunden werden.





*Sirajul Islam*

## Reise nach West Germany

Meine Reise begann vor gut achtunddreißig Jahren. Der Abreisetag war am Samstag, 9. August 1969. Der Flieger sollte um 21 Uhr abheben. Wir sechs Kollegen von der Werft Khulna waren drei Tage davor nach Dacca, der Hauptstadt von Ost Pakistan, gereist, um unsere Papiere für die Reise klarzumachen. Ich kam bei der Geschäftsstelle pünktlich an, bezahlte dem Fahrer das Fahrgeld und ein kleines Bakshisch.

Auf der siebten Etage im Empfangsraum sollten wir uns aufhalten. Aus dem Fenster schaute ich hinunter auf die Stadt. Überall bewegten sich unzählige Menschen, Kleintiere, Busse, Rickshas, Schieb- und Ochsenkarren. Die Kaufleute an der Straße bauten ihre Verkaufsstände auf. Die Kollegen kamen nach und nach hinzu. Wir warteten auf die Reisepapiere. Der verantwortliche Beamte kam, begrüßte uns und sagte: „Die Reisepässe sind noch nicht da, noch nicht mal ausgestellt.“ Wir sollten persönlich zur Ausgabebehörde gehen und die Pässe besorgen. Wir waren sprachlos. Samstags haben Behörden, Büros und Banken nur halbtags offen.

Ohne zu zögern fuhren wir alle mit Rickshas zur Behörde. Die Strassen waren mit Bussen, Ochsen- und Schiebekarren, Trucks und Ricksha verstopft. Unser Ricksha-fahrer versuchte durch die freien Stellen zu fliehen. Es gelang ihm auch und wir kamen etwas eher ans Ziel, als wir dachten. Der Mitarbeiter der Behörde war sehr zuvorkommend, sagte: „Ich gebe Ihnen die blanken Pässe und Ihre Reisepass-Anträge als Vorlage und Sie übertragen die Daten auf die Pässe. Ich drücke den Stempel darauf und unterzeichne sie.“ Das machte uns Mut, wir saßen an einem großen Tisch, nahmen Federhalter, Tintenfass und Löschpapier. Durch die Aufregung zitterten unsere Hände, wir konnten kaum den Federhalter still halten. Wir machten eine kurze Pause. Dann trugen wir die Daten vorsichtig und fehlerfrei in die Pässe ein. Der Beamte leistete seine Unterschriften, stempelte Behördensiegel darauf und übergab uns die Pässe.

Wir mussten schnellstens zur Bundesbank fahren. Es war bereits 12:30 Uhr und die Bank nur bis 14 Uhr geöffnet. Weit und breit keine Rickshas zu sehen. Wir mieteten zwei Dreirad-Babytaxen. Um den nur drei Kilometer langen Weg zu überwinden brauchten wir fast eine Stunde, weil die Fahrer Schritttempo fahren mussten. Als wir vor der Bank standen, sahen wir ein hochglanzpoliertes Auto und der Chauffeur saß innen startbereit. Wir dachten, er wartet bestimmt auf den Bankchef. Wir rannten über die Treppen zur Passfreigabestelle in der zweiten Etage.

Der Beamte am Schalter sagte: „Der Chef ist gerade im Fahrstuhl und geht nach Hause.“ Da wir das Fahrzeug unten gesehen hatten, rannte ich allein über die Treppen hinunter zum Hof. Ich sah ihn ins Auto einsteigen. Der Chauffeur hielt noch die Tür auf. Ich rannte zum Auto und rief den Fahrer zu warten. Ich begrüßte den Chef und erzählte ihm kurz unsere Situation. Er wollte auf keinen Fall ins Büro zurück. Er hatte einen wichtigen Termin. Da nahm ich einen zerrissenen Briefumschlag aus meiner Brusttasche und drückte ihn in seine Hand und sagte: „Bitte erteilen Sie eine Vollmacht an Ihren Mitarbeiter für die Freigabe der Reisepässe.“ Er schrieb zwei Zeilen darauf und gab sie mir mit seiner Unterschrift zurück. Das war unsere Rettung. Vor Freude kamen mir die Tränen. „Danke lieber Gott, danke Dir mein Gott!“ Im Schnellgang lief ich hinauf zu dem wartenden Beamten. Er freute sich, nahm die Reisepässe, ergänzte sie mit Kommentaren, leistete seine Unterschrift und stempelte sie. Er gab sie uns und sagte: „Solches Glück hat man nicht immer!“



*Helena Fiebig*

## Ein gemeinsamer Weg

Sie stehen sich gegenüber,  
Ein kalter September Tag,  
Und sehen zu sich herüber,  
In Erwartung was kommen mag.

Geleitet von feuriger Neugier,  
Geleitet vom selben Empfinden,  
In wenigen Stunden hier,  
Sich miteinander verbinden.

Sie können zusammen sprechen,  
Ein wirklich gutes Gespann,  
Ohne sich zu brechen,  
Und dabei sehen sie sich an.

Zusammen singen,  
Gemeinsam mit der Natur,  
Gitarren klingen,  
Und abends die Ruhe pur.

Sie sind gemacht wie aus Holz  
Voll innerer Stärke und eisernem Mut.  
Das macht sie wirklich stolz,  
Und tut ihnen ausgesprochen gut.

Die Eine hat ein Feuer,  
Das in ihren Augen brennt,  
Der Anderen ist es nicht geheuer,  
Dass kein anderer sie kennt.

Die Dritte kann das Leiden  
Der Anderen gut verstehen,  
Die Vierte kann es nicht vermeiden  
In ihnen etwas Besonderes zu sehen.

Sie lieben den Spaß,  
Auch mal mit Dreck,  
Sie sind nicht aus Glas,  
Dafür ziemlich keck.

Wie die Brust vor Stolz ihnen schwoll,  
Pfadfinder sein, ist wirklich toll!



Monika Güse

## Gebrochene Flügel

Mücken tanzten über den kleinen Tümpel, der mit Schilfgras umrahmt war. Durchsichtige Libellen glitzerten in der Sonne. Die Sommerluft war voller betörender Düfte. Eine Drossel schrie den Warnruf „Katze im Revier“.

Das kleine Mädchen sah, wie der Nachbarskater geduckt durch die Reihen der Kartoffelpflanzen schlich.

Die Eltern und die Oma werkten im Garten der Großeltern, zupften Unkraut und ernteten die ersten Stangenbohnen. Ab und zu blickte die Mutter zu ihrem Vater Richard hinüber, der mit ihrer Tochter auf einer Bank unter dem alten Apfelbaum saß. Sein kugelrunder kahler Kopf neigte sich leicht zur Seite. Die braunen Augen blickten ins Leere. Seine krummen Finger ruhten auf den Knien. Die zweijährige Enkelin legte ihre Hand darauf.

Immer und immer wieder kamen der Mutter die Bilder. Der Krieg hatte überall brandige Wunden hinterlassen. Eines Abends hatten Fäuste gegen die Wohnungstür ihrer Eltern gehämmert. Vor der Haustür standen zwei Männer in langen Mänteln mit Hüten, tief in die Stirn gezogen. Der Bruder ihres Vaters, Ernst, war Sozialist. Seinen Aufenthalt kannte keiner. Sie fackelten nicht lange und nahmen den Bruder mit. Sippenhaft hieß das damals.

Ihr Vater, ein stiller und sanfter Mensch, der mit dem Leben in den schlimmsten Zeiten seine Mühe hatte. Er liebte die Musik, die Literatur. Las bis in die Nacht hinein, wenn er müde aus der Fabrik kam. Schrieb seine ersten Hörspiele für den Rundfunk. Der Sender bekundete Interesse - ein Höhenflug.

Es war sein zweiter Krieg. Den ersten hatte er als Soldat, junger Ehemann und Vater in Frankreich erlebt. Danach Arbeitslosigkeit, Hungersnot, Sorgen um die kleine Familie. Tod der ersten Tochter. Politisch war er nie aktiv gewesen.

Im Gegensatz zu seinem großen Bruder, der etwas verändern wollte. Stark und lustig war. Ernst brach den Kontakt zu Richard ab, als es für die Familie zu gefährlich wurde.

Die beiden Frauen hatten ihren Mann und Vater in einem schwarzen Wagen davon fahren sehen. Von Stund an wurden sie von den Nachbarn gemieden. Über Beziehungen erfuhren sie, wo er geblieben war.

Nach langen Monaten hatte sich das Tor des KZ Fuhlsbüttel geöffnet. Ein Mann trat auf die Straße. Sie erkannten ihn kaum.

Die Mutter sah zum Vater und ihrer Lütten hinüber. Die Sonne brannte auf ihren Nacken und hinterließ rote Streifen. Eine braun-schwarze Hummel ließ sich auf einer hochgewachsenen Sonnenblume nieder. In der Ferne war ein leichtes Grollen zu hören.

Tage später kamen die Eltern mit ihrer Tochter wieder zu den Großeltern. Die Bank unter dem Apfelbaum war leer.

*Carolina Glüer / Kira Sinnig*

## Elfchen

Rot  
Die Rosen  
Stehn im Garten  
Haben eine große Blüte  
Schön

Die Bäume  
Haben dichte Kronen  
Sie sind sehr hoch  
Prächtig

Blau  
Das Meer  
Hat viele Wellen  
Die gleich tauchen wollen  
Freude

Weiß  
Die Uhr  
Hat viele Zahlen  
Sie ist sehr nützlich  
Zeit

Gelb  
Die Sonne  
Scheint am Strand  
Die Menschen bauen Sandburgen  
Spaß

Braun  
Der Hase  
Hüpft im Garten  
Er springt sehr hoch  
Beachtlich





Linda Reimers

## Teilung

Ich habe keine Freunde. Warum? Weil ich ein Außenseiter bin. Nein bin ich nicht. Das Wort ist falsch. Ich mag es nicht. Ich bin zwar anders als andere, aber das kann nicht der Grund dafür sein. Wie sollte mich meine Andersartigkeit daran hindern Freunde zu finden? Nein, irgendetwas stimmt nicht mit meinem Kopf, meiner Seele meinem...irgendwas. Was auch immer. Es ist, als würde ich instinktiv vor meinen Mitmenschen zurück zucken. Manchmal scheint das so. Als wäre eine Barriere zwischen mir und den anderen aus meiner Klasse. Warum? Ich könnte zahlreiche Situationen aus meiner Vergangenheit schildern, aber halten wir es kurz: ich weiß es nicht. Wirklich. Warum ich das alles schreibe? Weil ich niemanden habe, dem ich es sagen könnte. Außer Gott. Aber dem muss ich nichts sagen. Denn er sieht ja alles. Lass mich mal kurz sentimental oder was auch immer sein und sagen, dass er wohl einer der wenigen ist, der mich jemals so akzeptiert wie ich bin. Zumindest deute ich seine Handlungen und Nichthandlungen so. Nichthandlung, seltsames Wort. Gibt es, glaube ich gar nicht. Egal. Jedenfalls habe ich kein schlechtes Verhältnis zu meinen Eltern. Es ist sogar eigentlich sehr gut. Ungewöhnlich für Jugendliche in meinem Alter. Ich habe gute Eltern. Wirklich. In der Schule lebe ich so vor mich hin. Glücklich bin ich zu Hause. Ich lache zwar über die Kommentare der Jungs, als so ziemlich einziges Mädchen in der Klasse, aber das war es auch schon. Versteh mich nicht falsch. Ich mag meine Klasse. Sehr sogar. In letzter Zeit hat das zwar etwas abgenommen, aber trotzdem. Ich will in keiner anderen sein. Nur das mit den Gruppen bilden ist...problematisch. Ich gehöre nirgendwohin. Und wegen dieser unsichtbaren Wand, die mich vom Rest zu trennen scheint, ändert sich das auch nicht. Aber kleine Fortschritte habe ich gemacht. Ich weine nicht mehr. Na gut, kaum noch. Nur noch selten. Ich renne nicht mehr unter Vorwänden aufs Klo, weil ich spontan einen Heulkrampf kriege. Übrigens vielen Dank Jessica Balk, dass du einmal quer durch die Klasse gebrüllt hast „He Laura! Weinst du?!“ Hey, natürlich weiß ich, du denkst dir nichts dabei, aber bitte versuche dich nur einmal in andere hineinzusetzen. Okay, das ist gemein. Ich weiß, du bist nett und hast nur Fehler und bist nicht perfekt. Niemand ist das. Wow, ich habe ganz schön viel geschrieben. Twitter reicht eben nicht. Ja, meine Klasse ist wirklich eine Inspiration für mich, für Charaktere wie Xena zum Beispiel. Und darum ist es falsch zu sagen, ich bin allein. Ich habe Xena, Sha, Lucy und Liv, die bei mir sind. Hört sich unheimlich an? Ja stimmt wohl. Aber dann bin ich eben schizophren. Ich bin nur froh, dass ich überhaupt Freunde hab. Und die vier sind die besten, die ich nur haben kann. Mit einem Manko: sie sind nicht aus Fleisch und Blut, können nicht neben mir stehen oder sitzen und mir die Hand halten. Aber das ist schon okay. Damit komme ich klar. Gut, wahrscheinlich habe ich jetzt genug geschrieben. Es überkam mich nur mit einem Mal. Seltsamerweise, weil ich mir ein Profil im Internet angesehen habe namens...Moment.. Eliholz. Mit einem süßen Dino als Avatar. Ich werde jetzt wahrscheinlich öfter schreiben. Du bist nämlich auch eine Art Freund, Computer. He, das ist nicht traurig. Und sollte das jemand lesen...naja, würde ich das nicht mal schlimm finden, denn insgeheim lechze ich nach Aufmerksamkeit. Peinlich? Oh ja. Aber wenigstens gestehe ich es mir ein. Es gibt nichts Schlimmeres als verleugnete oder unterdrückte Gefühle. Tschüss oder bye bye.



*Gertrud Degens*

## Einige Variationen auf das Wort „alt“

in die Jahre gekommen  
mein altes Auto  
schafft kaum die Hausauffahrt  
Nürburgring ausgeträumt

abgenutzt  
das schwarze Kostüm  
tat seine Pflicht; Arm, Sitz und  
Kragen altersblank

verbraucht  
die alte Liebe  
ein gelber Sack Emotionen  
prall am Straßenrand

archaisch  
der alte Götterclan  
parteiisch, apfel-närrisch, eitel  
blockiert sich in Troja

berühmt  
einst Alt-Meisterin  
heute fast unbekannt: Athene  
Sappho, Gertrude Stein

überholt  
arme, alte Siege,  
tief im Müll der Geschichte,  
ausgraben verboten

antik  
die alte Dame  
in der Antiquitäten-Galerie  
ist unverkäuflich

gestrig  
altbackenes Brot  
geruchlos fade, beige verhutzelt  
Vergleich unstatthaft

vertraut  
die alten Freunde  
treu acht Jahrzehnte lang  
wer begräbt wen

geschwächt  
alt ja, besiegt nein  
die Rolartoren Fraktion  
stellt sich eigenem Anspruch



*Ulla Opolony*

## „Schaut den Menschen in die Augen“ Appell eines Busens

Wir sind zu zweit, einer rechts, einer links, eigentlich sind wir Zwillinge. Wir mögen uns und sind nie alleine. Wir verstehen uns mit unserer Frau gut, sie behandelt uns freundlich. Sie nimmt uns als naturgegeben hin, so wie wir sind. Wir machen uns keine Sorgen umeinander, das ist gut so! Ärzte haben mal gesagt, wir seien zu schwer, aber die müssen uns ja auch nicht tragen. Der rechte Zwilling ist etwas größer, aber was soll's?!

Unsere Frau ist, Gott sei Dank, strikt gegen Schnippeleien an uns. Sie sagt, es muss schon ein wirklich medizinischer Grund vorliegen, um am Busen herum zu schneiden. Man hört so oft von Operationen, die unsere Artverwandten größer, kleiner oder anders machen und von irgendwelchen Ersatzstoffen, weil einige Frauen keine anderen Sorgen haben. Jeder Mensch ist auf seine Art schön, es kommt auf andere Dinge an.

Schaut den Menschen in die Augen!



*Wolfgang Wieland*

## 1942 – Schnelle Beine

„Als Baby warst du ein ruhiges Dickerchen“, meinte meine Mutter, als wir uns Fotos in meinem ersten Album anschauten. Drei Jahre später war der Baby-Speck weg, aber bewegungsfaul soll ich immer noch gewesen sein. Mit sechs Jahren blickte auf den Bildern von meiner Einschulung ein schwächlicher Knabe in die Kamera. Heute würde man sagen, ein geburtenstarker Jahrgang strömte in die Schulen. Zusammen mit 44 Jungen drückte ich die Schulbank. Ich war ein unauffälliges Mitglied einer überbelegten Klasse. Unser Lehrer wusste sich zu helfen. Er legte eine Kartei von A bis Z an. Anders war der erste, Zander der Letzte. Ob nun Schularbeiten vorzeigen oder Fragen beantworten, wir konnten uns recht genau ausrechnen, welcher Schüler wann an der Reihe war. Den üblichen Rangeleien auf dem Schulhof versuchte ich buchstäblich aus dem Weg zu gehen. Ich erinnere mich aber an einen Vorfall in der dritten Klasse. Ungewollt geriet ich in eine Prügelei. Ein Lehrer, der die Pausenaufsicht hatte, bemerkte, dass Fiedler, einer der Kräftigsten aus meiner Klasse, angefangen und ich mich nur verteidigt hatte. Er bekam eine Strafarbeit aufgebrummt, ich grinste ihn an. Die Antwort war eine geballte Faust. Auf dem Weg nach Hause folgte mir jemand. Es war der Fiedler. Ich begann zu rennen, so schnell ich das mit dem Tornister auf dem Rücken konnte. An der nächsten Straßenecke drehte ich mich um. Mein Verfolger lehnte in sicherer Entfernung an einer Hauswand und schnappte nach Luft. An den folgenden Tagen das gleiche Spielchen. Der dicke Fiedler verfolgte mich wieder. Er machte immer früher schlapp, ich lief immer schneller. Nach einigen Tagen ließ er mich in Ruhe. Wochen später klopfte er mir anerkennend auf die Schulter. Ab da herrschte Frieden zwischen uns.



*Felix Dehmel*

Abirede (gekürzte Version) eines Johanneum Absolventen, 25. Juni 2011

## Schönen guten Tag,

Das Johanneum ist ein humanistisches Gymnasium und also den Ideen von Menschlichkeit verschrieben.

Einen Schwerpunkt des Unterrichts bildet die Wahrnehmung und exemplarische Vermittlung der antiken Kultur. So steht auf der Website des Johanneums. Zu diesen Inhalten gehören also auch die Lehren des römischen Philosophen Seneca. Den habe ich, wie ihr euch denken könnt, natürlich aus zwei ganz bestimmten Gründen ausgewählt. Zum einen war Seneca Thema meiner mündlichen Abitursprüfung, und da ich es wegen meines eher bescheidenen Ergebnisses verpasst habe Herrn Seneca die nötige Ehrerbietung zu zollen, greife ich zum anderen an dieser Stelle eine seiner Thesen zum Thema Schule auf. Seneca hat in seinen Briefen an Lucilius seine Kritik an den römischen Philosophenschulen nämlich unter anderem mit dem Satz „Non vitae, sed scholae discimus“ geäußert. Für die Nicht-Lateiner unter uns: Übersetzt bedeutet das „Wir lernen nicht für das Leben, sondern für die Schule.“

Später entstand dann die verdrehte Version, die auch bekannter ist, „Non scholae, sed vitae discimus“.

Was also haben wir für das Leben gelernt, sind wir auf das Leben nach der Schule vorbereitet, sind Interessen oder Wünsche gefördert worden? Haben wir für das Leben gelernt? Oder doch nur für die Schule? Ich persönlich kann das für mich verneinen. Im Gegenteil ist mein Ziel, Berufsmusiker zu werden, eher beschränkt worden. Rock, Jazz, Soul, Heavy Metal, usw. ist nach hiesiger Einschätzung Subkultur, sozusagen Teufelswerk, allenfalls etwas für Primaten. Oh ich weiß, es gibt unter den Damen und Herren Lehrern Ausnahmen, löbliche Ausnahmen, die den Wert dieser Kunst schätzen. Bekanntlich ist mein Instrument, das ich beruflich betreiben werde, die Schießbude, also das Schlagzeug, obwohl es immer heißt, dass Schlagzeuger die Typen sind, die mit den Musikern rumhängen. Aus der Sicht dieses Institutes ist das Schlagzeug in erster Linie laut, in zweiter Linie auch laut und in dritter Linie überflüssig. Ach ich würde so wahnsinnig gerne einmal zusehen, wie unsere Lehrer auf dem Lehrerball ihre Hüften zu einem Menuett von Mozart schwingen.

Und die Berufswünsche meiner ehemaligen Mitschüler? Einige Ärzte, Juristen, Architekten, einige optionale Sofortrentner, aber hauptsächlich ganz viele Ich-weiß-noch-nicht, erst mal chillen.

Wenn man die Vorbereitung auf das Leben, durch die Schule, ernst nimmt, gehört dazu auch die Sinnhaftigkeit der Profiloberstufe. Nur wurden die Chancen der Profiloberstufe, sich zumindest ansatzweise die Schule den persönlichen Neigungen und Interessen nach zu gestalten, also das zu tun, was einem Spaß macht, worin man einen möglichen Beruf ausüben will, aus unserer Sicht nicht genutzt.

Die wenigen Wahlmöglichkeiten, die wir im Gegensatz zu anderen Schule hatten, ließen im Grunde doch nur zu, das abzuwählen, was gar nicht ging, oder nach Sympathie für die Lehrer zu entscheiden. Soll, was mich und viele andere betrifft, im Klartext heißen: endlich kein Chemie mehr, kein Griechisch mehr, kein Latein als Abitursfach. Das hat aber nichts mit Berufsnähe zu tun.

Noch ein Wort zu Griechisch. Eine der wenigen Vokablen, die ich noch beherrsche, ist „machomai = ich kämpfe“. Aber nicht, weil ich damals so gut aufgepasst habe, sondern weil ich eins auf Level 100 hatte. Ein Pokemon.

Die meisten von uns, haben einen Großteil des Unterrichts als Beschäftigungstherapie empfunden.

Ist das das Ergebnis der exemplarischen Vermittlung der antiken Kultur, doch wohl eher das Beispiel vom Untergang Roms.

Ich will hier nicht spotten. Die antike Kultur –das steht außer Frage- hat superkluge Köpfe hervorgebracht, deren Gedanken und Lehren auch heute noch absolut ihre Berechtigung haben und auch weise sind. Sokrates, Platon, Cicero, Ovid und eben Seneca sind nur einige der klugen Köpfe. Werte sind wichtig und die humanistischen Werte sind es allemal –die Würde des Menschen, seine persönliche Freiheit, seine schöpferische Kraft und Entfaltung, Toleranz und Mensch-

lichkeit. Zum Beweis ihrer heutigen Gültigkeit darf ich nur mal auf Artikel 1 und 2 des Grundgesetzes verweisen. Aus Gesprächen mit meinen Mitschülern weiss ich, dass die Vermittlung dieser und anderer Werte, die am Johanneum groß geschrieben wird, durchgängig als positiv empfunden wurde.

Lernen ist auch so ein Wert, der uns am Johanneum gelehrt wurde. „Lernen“ in all’ seinen Facetten. Lernen zu lernen. Lernen mit anderen Meinungen und Gegensätzen umzugehen, lernen zu diskutieren, lernen seine Meinung zu entfalten und zu vertreten, jedenfalls solange es die „Richtige“ ist. Aber diese philosophischen Themen waren nicht der Schwerpunkt unserer täglichen Beschäftigungen. Das waren mehr Dinge, die man wahrscheinlich besser schnell wieder vergisst. Oder wie oft am Tag berechnet ihr eine Fliegenpopulation mittels einer Matrix? Oder wie oft am Tag nutzt ihr das Wissen um den atomaren Aufbau von Wasserstoff? Oder wem erzählt ihr, dass bei der Föderalismusreform die Länder die Sieger waren? Fürs Leben, „vitae“, haben wir das nicht gelernt. Allenfalls um gelehrt daher zu reden, um mit Seneca zu sprechen. Natürlich möchte ich es nicht in Abrede stellen ein Verständnis für Kultur, ein angemessenes sprachliches Niveau, ein gewisses rhetorisches Niveau, aber natürlich auch ein höheres Bildungsniveau vermittelt bekommen zu haben. Ich erlaube mir aber die Frage nach dem „Wofür“.

Außerdem haben wir gelernt, dass es im Leben Hierarchien gibt, in die wir eingeordnet werden, und dass es ein ständiges Konkurrenzdenken gibt. Lehrer oben, Schüler unten. Konkurrenz unter allen. Leider mussten wir dabei auch feststellen, dass die Lehrer immer Recht haben. Das ist ein Hierarchie immanentes Phänomen. Etwas mehr Selbstkritik hätten wir uns manchmal gewünscht.

Für mich besonders bedrückend ist, dass wir die Existenz von Stigmatisierungen feststellen mussten, und das wurde mir auch von guten und besten Schülern und Schülerinnen erzählt. Wer nicht mit dem Strom schwimmt, Unsinn macht, stört, bleibt im Grunde dauerhaft diesem Klischee verhaftet, auch wenn er sein Verhalten verändert hat. Ich will gar nicht verhehlen, dass ich auch zu besagtem Schülerkreis gehörte und den Lehrern nicht nur ein entspanntes Lächeln auf die Lippen gezaubert habe und unserem Herrn Oertzen, den ich sehr schätze, diverse Glasbrüche melden musste. Doch, ich habe mich geändert und zwei Jahre abstinente gelebt, wurde aber immer noch als „Taugenichts“ bezeichnet. Ähnlich erging es vielen meiner Mitschüler.

Immerhin haben wir daraus gelernt, dass das Leben nicht nur ein Ponyhof ist.

Trotzdem ist uns auch beigebracht worden, dass es sich lohnt, sich für Dinge zu engagieren und zu kämpfen. Eine Passion zu haben ist etwas Tolles, gleich ob Fußballspielen, Klavierspielen, Chemie, Kochen, Schreiben, Malen oder Geschichte. In der Schule wurde an uns ein Anspruch herangetragen, mit dem wir uns auseinandersetzen mussten. Und der Anspruch der Lehrerinnen und Lehrer am Johanneum ist hoch; und das soll auch so sein, denn die Damen und Herren –ich nenne hier keine Namen- haben das selbst so mit einem gewissen Stolz verkündet, dafür ist dann die Zensur etwas härter. Das habe ich nicht verstanden und ich will es auch nicht verstehen. Für die guten und besten Schüler spielt das keine Rolle, die können ohnehin alles und bekommen ohnehin die besten Noten. Aber die mittleren, die mäßigen und die schlechten Schüler, denen ist das nicht gleichgültig. Schlechte Zensuren hat niemand so richtig gern. Und warum mussten viele von uns Nachhilfeunterricht nehmen in Mathematik, Latein, Englisch, Chemie etc., um den Stoff zu verstehen, der die meisten von uns nicht interessiert hat und um einem Anspruch zu genügen, der nicht unser Anspruch war?

Dann hatte Seneca also doch recht und die Verdrehung seines Ausspruch ist unzulässig. Die Kritik Senecas ist also zeitgemäß, wir haben für die Schule gelernt, nicht für das Leben. Das nenne ich die Vermittlung wahrer humanistischer Kultur.

Übrigens. Bei allem Anspruch, den das Johanneum hat, sollte nicht vergessen werden, dass Sie auch die mittleren, die mäßigen und die schlechten Schüler brauchen und also sich ihrer annehmen müssen. Denn wenn sich das Johanneum nur auf die Einser-Schüler fokussiert, können kaum genügend Schüler zum Überleben gefunden werden.

Was haben wir noch gelernt. Ich sollte jetzt sagen, dass Zensurengebung ungerecht ist. Aber das wussten wir schon vorher. Dafür brauchten wir weder das Johanneum noch eine andere Schule. Und es wird wohl auch zukünftig so bleiben, solange Menschen andere Menschen beurteilen, sei es bei einem Studium, einer Ausbildung oder bei der Arbeit. Nur mit dem kleinen Unterscheid, dass wir zukünftig, jedenfalls hoffe ich das für jeden von uns, in Passionen beurteilt werden.

Das hört sich jetzt so an, als ob wir alles schlecht fanden. So ist es nicht. Wir haben es zum Beispiel als sehr positiv empfunden, dass in unserer Schule ganz überwiegend Gewaltfreiheit herrschte und keine Drogendealer vor der Tür warteten. Gewaltfreiheit - auch so ein humanistischer Wert.

Ebenfalls zu schätzen wussten wir, dass einige Lehrer sich wirklich für das Wohl des Einzelnen eingesetzt haben.

Ich persönlich bin unterm’ Strich gerne zur Schule gegangen, habe mich immer auf meine chaotische und sehr durchwachsende Stufe, ja auf meine Freunde, und manchmal sogar auf den Unterricht gefreut.

Vielen Dank.



*Jutta Weckermann*

## Vom Weggehen und Ankommen

Sie war fünf, als sie hörte, wie der Vater zur Mutter sagte: „Es ist nur für kurze Zeit. Wir gehen bald weg, nach Deutschland.“ Deutschland? Sie hatte einen Teddy aus Deutschland, von einer Tante, die sie nie gesehen hatte. Wo war dieses „Deutschland“? Unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählte sie ihrer besten Freundin im Kindergarten: „Vielleicht müssen wir bald weggehen.“ Heimlich verpackte sie ihre Lieblingspuppe in einem Schuhkarton, um für alle Fälle gerüstet zu sein.

Die Jahre vergingen. Im Winter fuhr die Mutter mit ihr und der kleinen Schwester zum Großvater. Es gab bizarre Eisblumen am Fenster, Schnee zum Schlittenfahren und Eisbahnen, auf denen man am Hosenboden die Straßenböschung herunterrutschen konnte. Im Sommer kam der von den Kindern vergötterte Großvater, Didi-Ota genannt, zu ihnen. Jeden Tag ging er mit den Kindern an den klaren Gebirgsbach am Rande des Dorfes. Unter seiner Anleitung lernte sie schwimmen, beobachtete die Entwicklung von Kaulquappen zum Frosch, sammelte Heilkräuter. Im Herbst gab es Pilze und Beeren, bunte Blätter, Eicheln und Kastanien. Abends sprachen die Erwachsenen immer vom „Weggehen“. Eines Tages ist Didi-Ota nach Deutschland gefahren. Sie hat ihn nie wieder gesehen, denn bald darauf ist er dort gestorben. Da war sie zehn Jahre alt.

Es begann eine Zeit des angespannten Wartens. Jedes Jahr pilgerte die Familie zum Dorffotografen, um Passbilder anfertigen zu lassen. Die Eltern füllten stapelweise Formulare aus, für viel Geld. Danach ging immer wieder das Warten los. Tag für Tag wartete die ganze Familie angespannt auf die Post. Im Frühjahr fragten sie sich: „Werden wir das noch ernten, was wir hier sähen?“ Im Herbst, in der Erntezeit, wurde Gemüse und Obst in den Vorratskeller eingelagert. Die Mutter kochte in viele 20-Liter Gläser Kompott ein, die Großmutter machte Marmelade im Kupferkessel in der Waschküche. Würden vielleicht andere das essen, wenn man nicht mehr da war? Der Winter kam mit Schnee und Eis. Am Weihnachtsbaum brannten die Kerzen. Man sang „Stille Nacht, heilige Nacht“ und über allem schwebte die unausgesprochene Frage: „Werden wir nächstes Jahr noch hier sein?“

Sie wurde erwachsen. Der Vater brachte ihr ein Buch, das sie nur im Geheimen lesen durfte: „Der Archipel Gulag“, von Alexander Solschenizyn. Der Bruder einer Klassenfreundin wurde verhaftet, weil er ausländische Radiosender gehört hatte. Ihr Vater hörte jeden Abend den amerikanischen Sender „Radio Freies Europa“ in rumänischer Sprache. Sie machte in dem Raum ihre Hausaufgaben und hörte mit.

Dann lag eines Tages eine unscheinbare weiße Postkarte im Briefkasten, mit einer offensichtlich ziemlich kaputten Schreibmaschine getippt. Die Familie solle ihre Ausreisepapiere abholen. Innerhalb von sechs Wochen mussten sie das Land verlassen und alles zurücklassen, was ihr bisheriges Leben ausgemacht hatte. Da war sie gerade zwanzig geworden.

Endlich in Deutschland, jetzt sollte das richtige Leben beginnen, eine Ausbildung, eine Perspektive! Die nächsten zehn Jahre zog sie der Ausbildung und anschließend dem Job hinterher. Ein möbliertes Zimmer, ein Koffer unter dem Bett, mehr brauchte sie nicht. Nach dem zwölften Umzug hat sie aufgehört zu zählen. Der Genuss der Freiheit war berauschend, aber gewöhnungsbedürftig. Es hat Jahre gedauert, bis sie beim Anblick eines Streifenpolizisten nicht mehr zusammengezuckt ist.

Doch plötzlich trat ein Mensch in ihr Leben, der alles veränderte. Zum ersten Mal dachte sie darüber nach, wie es wäre, irgendwo anzukommen. Ihr bisheriges Leben war nur vom „Weggehen“ bestimmt gewesen. Aber wo war ihr Zuhause?



*Gerda Kretschmar*

## Was ich Dir noch sagen wollte

„Danke“, dass es Dich gibt!

Du bist für mich die Erde, wo ich meine Heimat habe, wo ich zu Hause bin.

Du bist für mich die Sonne, die mich erwärmt, wenn mich friert.

Du bist für mich die Quelle, an der ich mich erquicken, mit neuer Kraft den Tag beginnen kann und abends ruhig einschlafe.

Du bist für mich eine blühende Wiese, wo ich den Duft, das Leben, den Frieden dieser Erde verspüre.

Und wenn Du nicht mehr da bist, werde ich nicht traurig sein. – Nein, ich werde dankbar sein, dass ich eine Zeitlang mit Dir gehen durfte.

„Danke“





Marie-Kristin Kleinfeldt

## Tischbuch der Rekorde

Jubel, Menschen rennen in die Kabine.

Meine Handtücher (okay, die, die auf mir liegen) werden heruntergerissen.

Doch alles das ist Geschichte. Die WM ist vorbei. Und meine Tisch-zum-Handtuch-und-Trinken-Ablegen auch. Ich hätte ja zu gern ein Autogramm von Poldi bekommen, meinem großen Idol, aber leider spreche ich kein menschlich und der Klugscheißertisch steht auch nicht mehr neben mir.

Ach ja, wie konnte ich vergessen mich vorzustellen. Einige von euch kennen meine erste Geschichte doch gar nicht. Typisch ich, vergiss vor lauter Träumen immer alles.

Also, ich war einmal ein Schultisch in Deutschland. Die mit zwei Beinen. Neben mir stand ein Tisch, der menschlich konnte und voll der Klugscheißer war. Dann wurden wir alten Tische aber aussortiert und sind nach Südafrika gekommen, um in einer Kabine unsere Funktion als Tisch-zum-Handtuch-ablegen anzutreten, na ihr wisst schon, was ich meine.

Wo waren wir stehen geblieben?

Ach ja! Ihr fragt euch sicher, wer diese Geschichte übersetzt hat!

Das ist so, ich hab mir im APPStore ´ne APP runter geladen (für läppische 79 ct), die tischisch in menschlich übersetzen kann. Ich hab mir auch ein tPad gekauft. -t- steht für table, fragt mich nicht, was das heißt.

Nun steh ich hier in einem ausgestorbenen Fußballstadion. Spinnen haben schon Gefallen an mir gefunden. Langsam habe ich das Gefühl, ich werde zum Spidertisch. Eigentlich eine schöne Vorstellung, aber dann gibt es auch immer einen Bösewicht.

Hmmmm....

Vielleicht doch keine gute Idee Superheld zu werden.

Plötzlich kommt ein Mann pfeifend herein.

Stillstand...

Ooohhh...mich juckt es am Tischbein. Ganz langsam hebe ich mein anderes Bein an um mich zu kratzen.

Ganz langsam.

Gleichgewicht halten.

IIIIHHHHH!!! Eine dicke fette Spinne. Schnell ziehe ich das Bein zurück und knalle gegen die Wand.

Oh nein.

Sei bitte, bitte taub, du lieber, lieber Mann!

Doch diesen Gefallen tut er mir, einem winzig kleinen Tisch nicht.

Er dreht sich um und zieht eine Pistole.

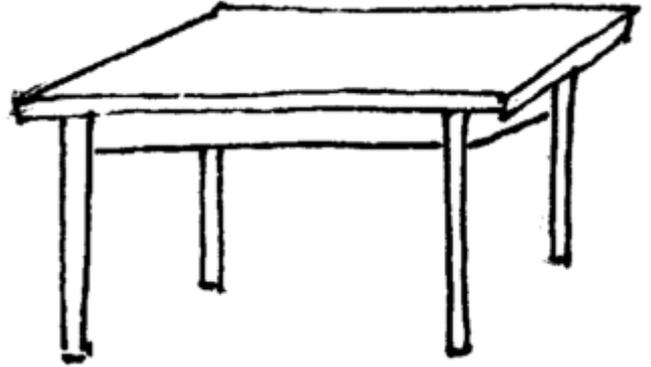
HILFE!

Ich hab ganz vergessen, dass das der Einbrecher ist, der hier schon einiges geklaut hat.

Wie von der Tarantel gestochen, rase ich los. Was ist eine Tarantel, muss ich gleich mal googlen, wenn ich dann noch lebe.

Wie konnte ich vergessen, dass ich ein Tisch bin.

Egal, einfach weiter laufen, nicht dass der Pistolenmann mich noch durchlöchert.



Ich renne so schnell wie Tisch Seen Bolt, der schnellste Tisch der Welt. Das steht im GUINNESbuch der Tischrekorde. Ich weiß, das haben wir EUCH geklaut, aber welchen Idioten störts.

Bis eben wusste ja niemand von unserer Identität.

Und ich bin schuld, ich habe die Tischwelt verraten.

Ich rase aufs Spielfeld. Ein Ball fliegt mir gegen die Platte. Autsch! Fußbälle sind die blödeste Erfindung der Menschheit.

Ne, sorry, stimmt nicht, Kugelstoßkugeln sind noch viel härter.

Egal.

Gleich falle ich um.

Wäre ich doch bloß in Deutschland an der friedlichen Schule geblieben.

Aber wenn ich jetzt stehen bleibe, dann, ja, was dann?

Mein klitzekleines Tischhirn ist am Ende.

Da kommt ein Mensch. Ich dachte schon, er wäre ausgestorben.

„Wer hat diesen Tisch hier rausgebracht?“, sagt er.

„We ha di Ti hi rau t“, verstehe ich. (Tischohren sind nicht besonders gut)

„Ich bin hierher gelaufen!“, sage ich auf tischisch.

„Wisch uuuuu tap tap!“, versteht er.

Uuuuuups. Jetzt habe ich mich glaub ich endgültig verraten.

Ich habe mich verraten.

MIIIIIIISSSSSSSTTTTT!!!!!!!

Meine APP hat mir verraten, dass die Menschen mich nach England schicken wollen, um mich zu a, anu, nein, analüsi, wartet, ich muss mal kurz im DUDEN nachschlagen wie man das schreibt.

AH! Analysieren.

Sie wollen mich analysieren.

Vielleicht komme ich dann als „Der meistgereiste Tisch“ ins Tischbuch der Rekorde!



Paul Roth

## Diese Musik

Musik.... Musik? Weich umspülten harmonische Töne meine Ohren, die Klänge form-ten sich zu einer Melodie, die ich kannte, die ich zu kennen meinte. Ein angenehmes Gefühl einer schönen Erinnerung bemächtigte sich meiner. Noch im Halbschlaf be-gann ich mit zu summen - als könnte ich die Melodie greifen, tanzten kleine schwar-ze Punkte wie Noten auf einer Partitur vor meinen geschlossenen Augenlidern. Lang-sam öffnete ich die Augen. Wo war ich?

Ich wusste es nicht genau, ich wusste es eigentlich gar nicht. Ein schwach erhellter kleiner Raum, grün gestrichen und mit Spiegeln ausgestattet. Im Hintergrund weiter diese Musik. Plötzlich klopfte es an der Tür.

„Herein ...“. Ein älterer Herr im Jackett trat ein: „Sie sind gleich dran“. „Aber wie? wo? was?“ Der Herr wies auf eine Kommode, auf der ein weiteres Jackett lag, und eine Hose... . Da merkte ich, dass ich halb nackt war. In Unterhose bekleidet lag ich da. Der Herr ging. Schleunigst stand ich auf und zog die Klamotten an. Sie passten perfekt, ein bisschen eng, aber das musste so sein. In einer Schublade fand ich eine Krawatte und band sie mir um. Ich wusste gar nicht, dass ich Krawatten binden konn-te. Im Hintergrund weiter diese Musik.

Ein zweites Mal klopfte es. Diesmal eine junge Dame, sie kam auf mich zu und wünschte mir viel Glück. Plötzlich küsste ich sie, ich wusste nicht, wer sie war, aber es gefiel mir, es gefiel ihr. Weiterhin Musik.

Sie führte mich hinaus, den Gang entlang. Wir tänzelten fröhlich der Musik zu Liebe, an den Türen 315, 316 vorbei und kamen schließlich an eine Tür - auf der stand „Bühne“. Die Musik verstummte. Die junge Dame, mit der ich mich so gut verstand, wünschte mir noch einmal Glück und verschwand hinter einer Tür, auf der stand: „Zuschauer“. Es wurde ruhig, keine Musik mehr. Alles schien auf irgendetwas zu war-ten. Auf mich? Ich wurde nervös. Die Tür erschien mir jetzt so un-glaublich groß, un-erreichbar. Ich wagte es nicht, mich ihr zu nähern. Wer um Gottes willen war ich? Doch es blieb keine Zeit darüber nachzudenken. Alle warteten auf mich, die junge Dame wartete.

Ich musste mich entscheiden. Also trat ich ein. Ich wusste nicht, was mir geschah, vor mir türmte sich eine Menschenmenge von gefühlten 100 000 Menschen auf. Ich hatte keine Ahnung, was ich machen sollte. Zurückgehen? Nein. Aber die Pein war so groß, innerlich zerrte sich alles bei mir auseinander.

Ich sah ein Piano, und ich sah die junge Dame. Neben ihr zwei kleine Kinder, die ein Schild hochhielten: „Du schaffst das, Papa“. Die Leute jubelten mich an. Ich ging zum Piano und setzte mich.

Musik erklang. Mindestens so schön wie die davor, eigentlich 1000-mal schöner. Ich wollte aufstehen und tanzen, bis ich merkte, dass diese Musik von mir kam, aus mei-nen Fingern. Ich wusste nicht, wie ich es machte, ich spielte einfach und ich spielte gut. Ich ging in der Musik auf, konnte nicht mehr aufhören, wollte es nicht. In mir er-wachte ein Ich, dass ich nicht kannte. Ich war berühmt, die junge Dame war meine Frau und die Menschenmenge, das waren meine Fans. Es fühlte sich gut an, un-glaublich gut. Ich spielte weiter und weiter, weiter und weiter bis der Morgen kam.

Wieder verfiel ich in einen tiefen Schlaf. Harmonische Klänge umspülten meine Oh-ren. Die Klänge formten sich zu einer Melodie, die ich kannte.

Ich war wieder in einem grün gestrichenen Raum, halbnackt und es klopfte. Doch diesmal lag ich in meinem wirklichen Zimmer und herein kam meine Freundin. Sie trat heran und wünschte mir einen guten Morgen. Ich küsste sie und erzähl-te ich beim Frühstück von meinem verrückten Traum. Sie lachte und stellte das Radio aus.



*Anne Schmidtseifer*

## Der Fluss Ansicht aus dem Jahr 2004

Vor vielen Jahren stand ich am Ufer der Elbe und schaute über den breiten Fluss. Weit wanderte mein Blick über verlassene Häuser. Die Fenster und Türen zugemauert. Verwilderte Gärten. Stille senkte sich über die Landschaft. Ihre Bewohner waren in einer Nacht- und Nebelaktion zusammengesiedelt worden. Im Grenzgebiet der DDR lebten nur noch ein paar, meist ältere Menschen.

Die im Wind flatternde Wäsche erinnerte daran, dass es sie noch gab. Familien und Freunde waren durch den verlorenen Krieg getrennt worden. Der Kontakt mit dem Westen war ihnen verboten. Die Angst machte sie gefügig. So drehten sie sich stets mit dem Rücken zum Westen, mit vogelartig eingezogenem Kopf, wagten nicht zu winken. Kein Gruß erwidert. Die Flussmitte war die Grenze zwischen Ost- und West-Deutschland. Sie wurde streng bewacht. Boote der Volkspolizei fuhren Patrouille und beobachteten das Geschehen durch das Fernglas.

Es gab Menschen, die es schafften, schwimmend das westliche Ufer der Elbe zu erreichen, die ersehnte Freiheit. Andere ließen dafür ihr Leben oder wurden mit Gefängnis bestraft. Für sie war der Fluss zu breit.

Vor 15 Jahren fiel die Mauer, wurden die Grenzen geöffnet. Tausende Bürger in der DDR hatten immer wieder an Montagsdemonstrationen teilgenommen und so auf friedliche Weise und ohne Blutvergießen ihre Freiheit errungen.

Heute können sie den Fluss überqueren. Von Ost nach West, von West nach Ost. Mit dem Boot, der Fähre, über die Brücke. Doch noch nicht alle Menschen schaffen es, über diese Brücke zu gehen, sich die Hände zu reichen für ein vereintes Deutschland. Sie sind zu unterschiedlich, sich fremd geworden, kennen sich nicht. In den Köpfen gibt es Osis und Wessis. Ich wünsche mir, dass alle Menschen irgendwann den Weg über den Fluss schaffen. Aus Osis und Wessis Deutsche werden.

Alles Große vollzieht sich durch langsames unmerkliches Wachsen. Wie erst allmählich aus dem Trampelpfad ein Weg, dann eine Straße wird.





*Maïke Greese*

## Heimkehr

Dort, an der Strasse, wo die alten Linden stehn,  
seh' ich dich oft vorüber gehn.  
Du schaust immer nur gerade aus,  
kein Blick von dir streift dein Elternhaus.

Sie sitzen in ihrer Stube, die alten Leute,  
leben nur noch im hier und heute.  
Zwei Augenpaare getrübt und fast ohne Licht,  
warten nur noch auf einen, sie warten auf dich.

Du bist der Letzte von sieben,  
nur du bist ihnen geblieben.  
Sie haben vergessen, was einst geschehn,  
können die Vergangenheit nicht mehr sehn.

Sie haben dich damals aus dem Hause gejagt,  
denn du warst nicht nach ihrer Art.  
Du hast sie belogen und betrogen,  
hast Feuer gelegt und bist von dannen gezogen.

Immer wieder lenkst du deine Schritte hierher,  
sicher möchtest auch du die Wiederkehr.  
Es kostet dich nichts, nur den einen Schritt,  
dass du in ihre Stube trittst.

Sie warten und warten,  
und können nicht gehn,  
möchten dich, ihren Sohn,  
einmal noch sehn.

Hass und Liebe wohnen Wand an Wand,  
vergiss all' die Jahre, gib ihnen die Hand.  
Überwinde die Brücke, die euch trennt,  
vergiss den Hass, der in dir brennt.



*Elke Bossau*

## Leid und Leichtigkeit im Sein

Wunderlich war mir, als ich am Morgen erwachte. Ich schaute in die Welt, ohne den Traum, der mich noch gefangen hielt, loszulassen.

Ich hatte von einer Wanderung durch grüne Wälder geträumt. Mein weiter beschwerlicher Weg führte mich zu einem aus Efeuranken bewachsenen Toreingang. Ich ging hindurch und erblickte einen Kirschbaum in vollem Blütenstand. Um mich ein Weilchen auszuruhen, setzte ich mich in seinen Schatten. Ich hörte das Plätschern einer Quelle, erhob mich und entdeckte auf einem Stein nahe der Quelle eine smaragdgrüne Schlange in der Sonne. Als sie meinen nahenden Schritt bemerkte, erhob sie ihren schlanken Kopf und blickte mich mit golden schimmernden Augen an. In ihrem weisen Blick sah ich Bilder, in denen mein Leben aufleuchtete. Mit manchem war ich zufrieden, mit vielem auch nicht.

Die Schlange sah mich unverwandt an, während ich meinen Gedanken nachhing, und sprach zu mir: „Dieses ist mein Reich. Seit Jahrhunderten hat es kein menschliches Wesen betreten dürfen. Du aber bist an einem Sonntag geboren, als ein Komet über den Himmel schoss.“

Dann, plötzlich, verwandelte sie sich in die Gestalt einer uralten Frau mit gütigen Augen. Ihre Stimme klang sanft und leise: „Du hast den weiten Weg zu mir gefunden und mich aus meiner Schlangengestalt erlöst. Dafür ist dir eine Belohnung sicher.“

Sie reichte mir eine kristallklare Schale, in deren Mitte eine schwarze Perle und eine weiße Flaumfeder lag, und die alte Frau sprach mit freundlicher Stimme: „Die Perle bedeutet durchgemachtes Leid, das dich als Mensch zur Vollendung führen soll. Die Feder steht für die Leichtigkeit im Sein. Behüte und bewahre beides!“





*Hille Schönenbach-Schleining*

## Der Rote Faden

Die Farbe rot erkenne ich  
auch dein Gebilde, siehst aus wie ein Strich.  
Ich wollt dich haben,  
dich oft und gern zitierten Faden.  
Kann nicht reichen an dich heran.  
Eine Blockade zieht mich in den Bann.  
Will gern schreiben über dich, du Lebensbegleiter,  
ob von oben oder unten unserer Lebensleiter.

Doch nichts kommt zu Tage auf meinem Blatt  
im Kopf habe ich einen richtigen Cut.  
Ablenkungsmanöver, das ist mein erstes Wort,  
gehe lieber im Haus an einen anderen Ort.

Du flammendes, züngelndes, ausbreitendes Rot,  
gib mir zum Schreiben doch ein Gebot.  
Wie soll ich denn Schreiben eine Legende,  
Wenn ich nicht kenne Anfang noch Ende?  
Und was dazwischen, da muss ich was haben,  
Und das bist du, du roter Faden.

Jeder hat dich, jeder Autor,  
Für eine Lobrede auch der Laudator.

Ich kann mich nicht mal konzentrieren,  
Vielleicht sollte ich jemanden kopieren.  
Benutze die Sprache von einem Redner  
Gefährlich, hinterher wird er mein Gegner.

Nein, ich nehme was Altes aus der Administration,  
Forme es um, für eine Moderation.  
Dafür werde ich später gerühmt.  
Mit etwas Glück dann auch noch berühmt.  
Bekannt werd' ich auf der ganzen Welt,  
meine Literatur verkauft sich für ganz viel Geld.  
Jeder will dann meine Bücher haben.  
Bis jetzt fehlst nur du, du roter Faden.

Begleite mich doch in meinen Gedanken,  
all meine Worte möchte ich um dich ranken.

Von wem wirst du neu gesponnen?  
Du bist mir so lange schon zerronnen.  
Ich muss dich erst neu adoptieren,  
Dann kannst du mich okkupieren.  
Ich will als Laie dich beschreiben  
Und gar nicht von dir untertreiben.

Unmut macht sich in mir breit!  
Wo bleibt nur meine Heiterkeit?

Guck ich dich an, bist du der Hit.  
Jedoch mit verblichenem Kolorit.  
Für die Geschichte üb' ich jetzt Verzicht  
und schreibe nur ein kurzes Gedicht.



Wenn Kinder lachen  
Ist es, als läuten Glocken  
In meinem Herzen

*Uschi Isermann*

Der blattlose Baum  
Zeigt die Schönheit der Äste  
Ich freue mich dran

*Annemarie Marquardt*





Jeder glückliche Augenblick ist eine Gnade und muss zum Danke stimmen.

*Theodor Fontane*

Dass diese Veranstaltung zustande kommen konnte, verdankt sich in erster Linie dem Haus im Park, seiner Leitung, Frau Paehlke, sowie der Koordinatorin der Kursangebote und Veranstaltungen, Frau Radecke, die das Vorhaben von Beginn an engagiert unterstützten. Gefolgt vom Sekretariat mit Frau Tix und Frau Gusi. Ohne diese planenden und ordnenden Kräfte im Hintergrund gäbe es keinen Raum für die nicht selten aus innerer Unruhe und Chaos schöpfenden AutorInnen. Nicht zu vergessen: Dank an Frau Steffen und Frau Kadach samt Team, die für das kulinarische Wohl Sorge trugen.

Vornehmlich gilt mein inniger Dank natürlich meinen Schreibwerkstatt-TeilnehmerInnen vom Haus im Park, die dem gemeinsamen Ringen um das angemessene Wort teils schon über Jahre hinweg die Treue halten.

Das I-Tüpfelchen, die Würze, verleiht dem Ganzen wiederum die Zusammenarbeit mit den hochbegabten SchülerInnen, die sich größtenteils aus meinen ehemaligen Schreibseminaren am Li Hamburg, Landesinstitut für Lehrerbildung und Schulentwicklung, zusammensetzen. Nicht zuletzt, weil sie unter permanentem Schuldruck stehen, gilt ihnen mein besonderer Dank.

Glück darüber hinaus: Unsere Gitarristin Jasmina Regener, die die Lesung souverän und gekonnt mit Musik untermalte und ihr so eine ausgesprochen bezaubernde Note hinzufügte.

Und – last but not least - ein Glücksfall für alle AutorInnen und diejenigen, die sich für ihre Text interessieren: die bewährte Zusammenarbeit mit Annette Bartels-Fließ, die wieder Layout und Graphik übernommen hat. Ihrem Sinn für Ästhetik, Ihrem Gespür und Know how ist das gelungene Zusammenspiel von Text und Bild zu verdanken, das die ganze Veranstaltung in dieser Broschüre noch einmal auf einzigartige Weise lebendig werden lässt!

Es waren insofern viele ‚glückliche Augenblicke‘, die dieses Ereignis allen Beteiligten bescherte. Und die Freude, die wie ein Echo bei uns noch eine ganze Zeitlang widerhallte, hat wieder einmal spürbar werden lassen: da hat sich etwas ereignet, was sich zwar jedem Einzelnen, der hier mitgewirkt hat, verdankt, jedoch am Ende mehr ist, als die Summe aller Teile, sprich Beteiligten, darüber hinaus weist. Das Ganze erwies sich schließlich Gemeinschaftswerk. Von der Planung bis zum letzten gelesenen Wort, getragen von vielen, von denen ein jeder seinen unverzichtbaren Beitrag leistete.

*Erna R. Fanger*